Luzern, Dienstag — N° 55 — 9. März 1909

Luzerner Tagblatt

Freisinniges Organ

Hauptanzeigeblatt für Stadt und Kanton Luzern

und die übrige Zentralschweiz

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Abonnementspreise:

Bezugs-Art:	1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Beh. Exped. od. Ablage abgeholt	Fr. —.70	Fr. 2.—	Fr. 4.—	Fr. 8.—
Durch die Vertragerinnen	„ —.80	„ 2.30	„ 4.50	„ 9.—
Franko durch die Post	„ —.90	„ 2.50	„ 5.—	„ 10.—
für das Ausland:				
Bei Wochensendung	„ 2.40	„ 7.—	„ 14.—	„ 28.—
„ täglicher Zustellung	„ 2.60	„ 7.50	„ 15.—	„ 30.—

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Insertionspreise:

Die einspaltige Petitzeile oder deren Raum:
Lokal-Inserate ... 10 Cts.
Kleiner Anzeiger 10 Cts., Wiederholungen ... 8 „
Kanton Luzern, Urkantone, Zug u. angrenzender Teil des Aargau 12 „
Uebrige Schweiz ... 15 Cts. Ausland ... 20 „
Inserate mit Vorschrift: „Raumlichkeit unter dem Textstrich zu placieren, werden mit 20% Zuschlag des betreffenden Tarifes berechnet.
Preis der Reklame-Zeile (Petit-Schrift): 1 Fr.

Redaktions-Bureaux: Baselstraße Nr. 11 — Telephon 1140 —

Gratis: Jeden Freitag die belletristische Beilage „Wöchentliche Unterhaltungen" und „Illustrierte Luzerner Chronik".

Expedition: Hauptbureau: Baselstr. — Filialen: Kornmarkt. Pilatusstr.
Telph.-Nr.: 985 409 1596

Die heutige Nummer enthält 10 Seiten

Inhalt: Zum Mehlkonflikt. — Die Vorgänge in Saas-Grund. — Schweiz. — Luzern. — Ausland. — Telegramme. — Lokalchronik. — Vermischte Nachrichten. — Unfallchronik. — Vergehen. — Feuilleton.

Zum Mehlkonflikt.

(Wir veröffentlichen diese Zuschrift als unverbindliche Ansichtsäußerung. Die Red.)

Die Zustände in der schweizerischen Brotversorgung nehmen immer bedenklichere Formen an. In den schweizerischen Lagerhäusern liegt noch Weizen für 5—6 Wochen. Die Verkäufe am Mehlmarkt lähmen jeden Unternehmungsgeist der Müller und Fruchthändler. Der heutige Zustand bildet bei der ersten Verwicklung eigentlich eine Landesgefahr.

Das Lächerliche dabei ist, daß das Volk nicht einmal billigeres Brot durch die deutsche Mehleinfuhr hat, da die Brotpreise dem Schweizer Mehl entsprechen. Nur die Bauern zahlen wegen der kleinen Produktion mehr für die Futtermittel. Der Nutzen ist also für das Publikum geringeres Brot zum gleichen Preise und für die Landwirte teurere Futtermittel. Es scheint nun aber doch bald jedermann zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, daß da etwas gehen muß. Aber was, ist eine andere Frage.

Zollzuschlag nach Art. 4 des Zolltarifgesetzes, Schiedsgericht, Monopol, Quotenregulierung mit den deutschen Müllern, oder, was nun die Müller zuletzt vorgeschlagen haben: Ermäßigung der Weizenfrachten, Abschaffung des Weizenzolles, Freilager in Morges, kleine Zinsentschädigung für beständige große Weizenlager.

Was soll nun geschehen?

Die Berechtigung zur Anwendung des Art. 4 des Zolltarifgesetzes wird von Deutschland bestritten. Es behauptet, das deutsche Nachtragsystem mit Klassifikation habe schon bei Abschluß des Handelsvertrages bestanden und sei von den schweizerischen Unterhändlern anerkannt worden. Es enthalte keine Ausfuhrprämien? Die schweizerischen Unterhändler bestreiten das. Einem Zollkriege mit Deutschland, mit dem wir auf allen Gebieten in regem Verkehre stehen, will man, wenn irgend möglich, aus dem Wege gehen!

Die Sache einem Schiedsgerichte zu unterbreiten, war bis heute nicht möglich, weil Deutschland die Rechtsfrage so stellen will, wie es eben die Schweiz nicht anerkennen kann.

Was das Monopol betrifft, so ist die Sache nicht so leicht. Das Volk ist nicht monopolfreundlich, weil der Bund teurer arbeitet, und man kein billigeres Brot erwartet. Wenn der Bund aber nur die Weizen kaufen würde und in der Einkaufskommission die Interessengruppen: Müller, Bäcker, Konsumvereine und landwirtschaftliche Genossenschaften vertreten wären, so wäre das nicht der Fall. Bis aber die Einführung des Monopols möglich ist, kann noch mancher Müller verbluten.

Die deutsche Regierung sucht nun zum drittenmal eine Verständigung der Deutschen und Schweizer Müller herbeizuführen. Es sind seit 1½ Jahren pro Monat etwa 400 Wagen deutsches Backmehl eingeführt worden, was auf das Jahr etwa 4800 Wagen ausmachte. Nun würde diese Wagenzahl auf 2500 Wagen reduziert, und es würden nach der Schweiz nur mehr für diese Wagenzahl Zollgutscheine ausgestellt. Die Schweizer Müller müßten sich aber zur Uebernahme des letztgenannten Quantums verpflichten. Würde aber eine Garantie des Trocken- und des Klebergehaltes geboten? Deutschland liefert gegenwärtig Mehle von 19—30 Prozent Kleber-, resp. Eiweißgehalt. Mehle mit 30 Prozent kommen unsern Schweizer Mehlen ziemlich nahe. Würde nun das Quantum gebunden und nur der Typ, resp. die Weiße der Mehle festgestellt, so ist ganz sicher, daß uns die deutschen Müller nur die nassen und kleberarmen Mehle der deutschen Landweizen liefern würden. Deutsche Landweizen könnten auch die Schweizer Müller 3—4 Fr. billiger haben; aber mit Mehl von solchen Weizen ist unserm Publikum nicht gedient. Und wie lange würde es gehen, bis andere Staaten das gleiche System einführen und uns ein gleiches Kontingent aufzuhalsen suchten? Laut „Wester Lloyd" vom 28. Februar beabsichtigt Oesterreich, die gleiche Klassifikation für die Zollrückvergütung einzuführen.

Nach meiner Ansicht ist daher ein solches Abkommen unter keinen Umständen anzunehmen.

Etwas anderes ist es mit der neuesten Eingabe der Müller: Ermäßigung der Weizenfrachten und Abschaffung der Eingangszölle auf Weizen.

Der Norden der Schweiz ist am meisten bevölkert und dort liegen auch die großen Mühlen. Für die dortigen Mühlen kommen die Weizen über den Rhein. Die badischen Bahnen führen dieselben möglichst lange der Schweizergrenze entlang und geben sie erst im letzten Moment den Bundesbahnen ab. Dadurch haben die Schweizer Bahnen einen nur geringen Anteil an der Fracht, durchschnittlich für jeden Wagen Weizen, der in die Schweiz eingeführt wird, 68 Fr. Anders aber würde es sich gestalten, wenn die Frachtsätze für Weizen nach der Eingabe der Schweizermüller ermäßigt würden. Dann kämen die Weizen über Marseille und Genua und blieben länger auf den Linien unserer Bahnen. Die Bahnen hätten pro Wagen durchschnittlich 71 Fr. Frachtanteil und der Schweizer Müller bekäme seine Weizen 70 Cts. per Sack billiger. Dadurch kämen die Bahnen also nicht in Schaden, aber die Lage der Müller würde bedeutend verbessert.

Die andern Forderungen der Eingabe bezwecken, für alle Eventualitäten ein größeres Weizenlager in der Schweiz zu haben, welche Notwendigkeit allgemein anerkannt sein wird.

Am Schlusse der Eingabe erklärt es der schweizerische Müllerverein als selbstverständlich, daß mit der Annahme obiger Begehren eine dauernde Reduktion der Mehlpreise eintreten hätte.

Vollständig einverstanden; aber wie kann dies erreicht werden?

Bei der Reduktion der Frachten um 70 Centimes und der Abschaffung des Weizenzolles (30 Cts.) werden die Anschaffungskosten um 1 Fr. billiger. Dieser Betrag, nur auf die 50 Prozent weißern Mehle verlegt, erlaubt eine Reduktion der Preise für diese Qualitäten von 2 Fr. pro 100 Kg.

Und dann fort mit den Syndikaten: Diese bureaukratischen Ungeheuer, die billiger arbeiten wollten, arbeiten im Gegenteil viel teurer; sie sind unbeweglich und haben sich durch kleinliche Schikane und Bureaukratismus ganz unbeliebt gemacht.

Wenn diese Kostenfresser von Syndikaten wegfallen, so können auch die Mehlpreise einen weitern Franken reduziert werden, und mit 3 Fr. billigerm Mehl kann auch der deutschen Mehleinfuhr ziemlich der Riegel geschoben werden. Das deutsche Mehl ist dann noch 2 Fr. billiger, im Gehalt verglichen aber teurer. Es werden also bloß noch solche deutsches Mehl kaufen, die meinen, nur in der Weiße liege der wirkliche Wert des Mehles.

Durch einen Abschlag von 3 Fr. auf 100 Kilogramm Mehl würde auch das Kilo Brot 3 Cts. billiger werden, was dem ganzen Volke zu gute käme.

Wenn also das Schweizervolk billiges Brot haben will und die Brotversorgung in Kriegszeiten geschützt sein soll, so nehme der Bundesrat die Vorlage der Müller in allen Teilen an, aber unter der Bedingung: Fort mit den Syndikaten! Dann ist dem Volke und den Müllern geholfen.

Die Vorgänge in Saas-Grund

im Wallis werden im „Bund" wie folgt erklärt: Der Ortspfarrer von Saas-Grund hatte beim Bischof wegen Gesundheitsrücksichten um seine Demission nachgesucht. Diesem Verlangen hat der Bischof vor wenigen Tagen entsprochen. Hierauf entschloß sich der Pfarrer, am 8. ds. Saas-Grund zu verlassen. Als dieser Entschluß

Feuilleton.

Der Nachtschlafkasten.

11] Von Fedor von Zobeltitz.

Drittes Kapitel.

Die sogenannte „Bibliothek" war ein ziemlich schmales Zimmerchen, an dessen einer Längswand ein paar mächtige Bücherschränke standen. Aber es war eine ziemlich verschollene Literatur, die hier aufbewahrt wurde. Neben einigen Klassikern in allen Ausgaben mit Stahlstichen und Lithographien fanden sich da Werke von Herlossohn, Spindler, Auffenberg, Tramlitz, Beide und anderen einst vielgelesenen, heute vergessenen Autoren, doch außerdem auch eine Reihe von französischen Werken des vorigen Jahrhunderts, die meist sehr schön in Glanzleder gebunden waren und auf der Vorderseite des Deckels das Wappen der Lehns in Goldprägung zeigten. Das war alles wohlgeordnet, und kein Stäubchen lag auf den Büchern. Sie standen in langen Kolonnen hinter den Glasscheiben der großen Schränke, in deren Schlössern die Schlüssel steckten.

„Heureka!" rief Onkel Nante und öffnete einen der Schränke. Sein Glück glitt über die alten Franzosen. „Voltaires Pucelle, Crébillonsche Romane. — Baronesse", wandte er sich an Tante Riekchen, die neugierig näher getreten war, „ich bitte Sie, nicht zu dichte heran. Hier hat sich die Sünde versteckt."

„Ich bin gefeit", entgegnete die Stiftsdame. „Allerdings — Voltaire war, trre ich nicht, ein übler Atheist und wurde deshalb von Friedrich dem Großen gefangen gesetzt. Das war ihm recht. Es straft sich alles."

„Die Strafe war anders, Baronesse. Aber es schadet nichts. Sie werden Voltaire mit Trenck verwechselt haben. Das passiert. Sie waren sich auch sehr ähnlich. Voltaire war im Siebenjährigen Kriege Husarengeneral und wurde bei Kunersdorf verwundet. Sehen Sie, da ist auch der Crébillon. Der hat schöne geistliche Lieder gedichtet."

„Oberst, Sie uzen mich."

„Wie werde ich denn. Rechtsanwalt, hast du die Gothaer gefunden?"

„Jawohl, Onkel", erwiderte Erich. „Hier steht ein ganzer Posten. Aber der jüngste Jahrgang datiert von 1879 . . ."

Bei dem Worte „Jahrgang" fiel dem Rentmeister wieder der verehrte Weinkeller ein. Er hatte sich in einem Winkel der Bibliothek auf einem Stuhl niedergelassen. Er war müde und hätte am liebsten ein kleines Nickerchen gemacht. Aber der Gedanke an seinen Weinkeller beunruhigte ihn. Hoffentlich waren noch ein paar Flaschen von dem Mouton Rothschild vorhanden und von dem Steinberger Kabinett, den der Geheimrat einmal von dem Grafen Matuschka geschenkt bekommen hatte.

Der Rechtsanwalt hatte den Freiherrenkalender von 1879 aus dem Schranke genommen und war damit an das Fenster getreten. Die beiden Stiftsdamen, Onkel Nante, Bertilippchen und Egon gesellten sich zu ihm. Anna hielt sich mehr im Hintergrunde. Das Herz schlug ihr krampfhaft. Gerade jetzt sprach Otto mit ihrem Vater. O Gott, wie würde das werden! O Gott, war das eine Angst!

„Also wartet mal", sagte Erich und blätterte in dem Gothaer. „H, J, K — da haben wir Lt Laudon, Lauer, Lebebur, Lehn. Aha — Lehn! Anderthalb Seiten, aber kaum eine Seite Lebenslauf . . ." Er las vor: „Lehn. Evangelisch. Preußen. Schlesischer Uradel, der mit Helmo Lehn 957—1002 zuerst erscheint —"

„Nespekt!" rief Egon.

Tante Riekchens Gesicht strahlte förmlich. „Haben wir nicht ein Recht, auf das Alter unseres Geschlechts stolz zu sein?" sagte sie.

„Natürlich", gab Onkel Nante zu, „das Alter macht es immer. Es ist wie bei den Statuen. Der Fux ist die Hauptsache; man kann auch Patina sagen —"

„Pfui, Oberst!"

„Weshalb pfui Gnädigste? Der historische Staub ist zwar auch nicht mikrobenfrei. Aber dennoch hebt man ihn zärtlich auf. Ja, man pflegt ihn sogar in Reinkulturen. Doch lies weiter, Erich!"

„Kommt zunächst die Linie Hohenwarte", begann der Rechtsanwalt abermals. „Karl Johann Gottfried und seine Nachfolger. Hier sind die drei Brüder: Onkel Gerhard, Onkel Fritz und Onkel Ernst. «Karl Egidius Ernst, geboren 9. Juni 1835, vermählt» . . . ach herrjeh, jetzt kommen sechs Punkte — «mit» — wieder sechs Punkte — «zu New-York». Und dahinter steht in Klammern: «hat Nachkommen hinterlassen»."

„Das sagt gar nichts", bemerkte Berta ärgerlich.

„Ist aber verständlich", fiel Tante Riekchen ein. „Die Ehe ist nicht standesgemäß und die Nachkommenschaft illegitim —"

„Unsinn", meinte Erich ärgerlich. „Verzeihe das Wort, Tante Riekchen. Aber von illegitim kann keine Rede sein. Der Gothaer hat die Frau des Onkel Ernst und seine Kinder einfach nicht aufgeführt, weil die Redaktion nicht Bescheid wußte. Jedenfalls hat sie den obligaten Fragebogen nach New-York geschickt und Onkel Ernst wird ihn — falls er ihn überhaupt bekommen hat — in den Papierkorb geworfen haben. Oder der verstorbene Onkel Gerhard als Aeltester des Geschlechtes hat sich nicht bemüßigt befunden, die Fragen zu beantworten — konnte es wohl auch nicht."

„Factum est", sagte Jüttner, „daß wir so weit wie zuvor sind. Onkel Ernst gleicht noch immer dem verschleierten Bild zu Sais."

„Oder dem Orakel zu Memphis", setzte Tante Riekchen hinzu, die sich die Gelegenheit zu einem kühnen Vergleich nicht nehmen lassen wollte.

„Delphi, Tante", korrigierte Egon; „wenn es nämlich schon ein Orakel sein soll."

Die Stiftsdame zog die Brauen hoch. „Ob Delphi oder Memphis", antwortete sie, „es ist orakelhaft. Und es ist außerdem greulich. Nun stehen wir wiederum wie die — wie die Bauern vorm neuen Tor."

„Ochsen, Tante", korrigierte Egon abermals. „Doch gebe ich zu: der Vergleich verdient eine Verbesserung."

„Egon, schleife nicht immer meine Bemerkungen ab. Du bist noch zu jung dazu. Ja, und — was nun?"

„Abwarten", sagte Onkel Nante. „Es hilft alles nichts. Der Mann aus Amerika wird eines Tages mit Sack und Pack eintreffen, und dann wird sich die Sache aufklären. Hoffen wir das Beste."

„Das Beste", stöhnte Tante Riekchen und rang die Hände. „Der Schuster bleibt — das ist gewiß."

„Der bleibt, Baronesse. Indessen — vielleicht kann man ihn hier zum Hoflieferanten machen. Damit wäre eine gewisse Hoffähigkeit erreicht. Es ist ja freilich noch nicht gesagt, daß er sich hier ansiedeln will —"

Ein Sturm der Entrüstung unterbrach ihn. „Ansiedeln?!" schrie Tante Riekchen. „Vielleicht